

Was die dritte anging – nun, das war ein ganz anderes Kaliber. Ein eingebildetes Geschöpf, so, wie sie da in ihrem schicken Kostüm herumstolzerte und die Nase nicht hoch genug tragen konnte. Jeder, der Augen im Kopf hatte, konnte sehen, dass sie ein eiskaltes Biest war. Völlig ungerührt hatte sie am Grab ihres Vaters gestanden und keine Miene verzogen. Zugegeben, sie war eine Augenweide. Jack Mercy hatte gut aussehende Töchter in die Welt gesetzt, und diese, die älteste, hatte seine Augen geerbt. Hart und kühl und blau.

Offensichtlich hielt sich die Dame für etwas Besseres mit ihrem kalifornischen Chic und den teuren Schuhen, aber viele der Anwesenden erinnerten sich noch daran, dass ihre Ma ein Showgirl aus Las Vegas gewesen war, das oft und schallend gelacht und sich einer recht derben Ausdrucksweise bedient hatte. Diejenigen, die sich erinnerten, hatten bereits entschieden, dass ihnen die Mutter wesentlich lieber war als die Tochter.

Tess Mercy kümmerte das herzlich wenig. Sie gedachte, nur so lange in dieser gottverlassenen Wildnis zu bleiben, bis das Testament verlesen worden war. Dann würde sie nehmen, was ihr zustand – und das war mit Sicherheit immer noch weniger, als der alte Bastard ihr schuldete –, und den Staub von ihren Ferragamos schütteln.

»Ich bin spätestens am Montag zurück.«

Den Telefonhörer ans Ohr gepresst, marschierte sie mit energischen Schritten auf und ab. Eine Aura nervöser Energie umgab sie. In der Hoffnung, wenigstens ein paar Minuten ungestört zu bleiben, hatte sie die Türen dieses Raumes, der anscheinend als Arbeitszimmer diente, hinter sich geschlossen, aber nun fiel es ihr schwer, die zahlreichen Tierköpfe zu ignorieren, die die Wände bedeckten.

»Das Skript ist fertig.« Lächelnd fuhr sie mit den Fingern durch ihr kinnlanges, glattes Haar. »Ja, es ist großartig, da hast du verdammt recht. Montag hältst du es in deinen gierigen kleinen Pfoten. Geh mir nicht auf die Nerven, Ira«, warnte sie ihren Agenten. »Ich bringe dir das Skript, und du handelst die Verträge aus. Aber streng dich gefälligst an. Ich bin nämlich fast pleite.«

Tess verlagerte den Hörer ein wenig und schürzte die Lippen, während sie sich aus der Brandykaraffe bediente. Sie lauschte immer noch den Versprechungen und Bitten aus Hollywood, als sie Lily und Adam am Fenster vorbeigehen sah.

Interessant, dachte sie, an ihrem Brandy nippend. Das verhuschte Mäuschen und der edle Wilde.

Tess hatte einige Nachforschungen angestellt, ehe sie sich auf den Weg nach Montana machte. Sie wusste, dass Adam Wolfchild der Sohn von Jack Mercys dritter und letzter Frau war. Bei der Heirat seiner Mutter mit Mercy war Adam acht Jahre alt gewesen. In seinen Adern floss größtenteils Blackfoot-Blut, aber seine Mutter hatte auch italienische Vorfahren gehabt. Dieser Mann hatte fünfundzwanzig Jahre auf der Mercy Ranch zugebracht und es nur zu einem kleinen Haus und einem Job als Pferdepfleger gebracht.

Damit würde Tess sich nicht abspeisen lassen.

Über Lily hatte sie nur in Erfahrung gebracht, dass sie geschieden, kinderlos

und häufig von Ort zu Ort gezogen war. Vermutlich, weil ihr Mann sie als eine Art Punchingball benutzt hatte, dachte Tess und unterdrückte einen Anflug von Mitleid. Sie konnte sich keine Gefühlsregungen erlauben. Hier ging es einzig und allein ums Geschäft.

Lilys Mutter, von Beruf Fotografin, war nach Montana gekommen, um den echten, ursprünglichen Westen zu entdecken. Dabei hatte sie dann auch Jack Mercy entdeckt – viel gebracht hatte es ihr allerdings nicht.

Dann war da noch Willa. Bei dem Gedanken an sie kniff Tess die Lippen zusammen. Willa war diejenige, die geblieben war, diejenige, die der alte Mistkerl bei sich behalten hatte. Ihr gehörte jetzt wohl die Ranch, vermutete Tess achselzuckend. Nun, sollte sie damit glücklich werden, sie hatte sie zweifellos verdient. Aber Tess Mercy würde Montana nicht ohne ein hübsches Stück von dem Kuchen – in bar – verlassen.

Wenn sie aus dem Fenster schaute, konnte sie in der Ferne die endlosen öden Ebenen sehen. Ein Schauer überlief sie, und sie kehrte der Aussicht rasch den Rücken zu. Himmel, wie sie den Rodeo Drive vermisste!

»Montag, Ira«, fauchte sie in den Hörer, da ihr das Gezeter am anderen Ende der Leitung in den Ohren dröhnte. »Punkt zwölf in deinem Büro, dann kannst du mich gleich zum Lunch ausführen.« Mit diesen Worten knallte sie den Hörer auf die Gabel, ohne sich zu verabschieden.

Drei Tage allerhöchstens, schwor sie sich und prostete einem Elchkopf mit ihrem Brandy zu. Dann würde sie Dodge verlassen und in die Zivilisation zurückkehren.

»Ich muss dich ja wohl nicht daran erinnern, dass deine Gäste unten auf dich warten, Will.« Bess Pringle stemmte die Hände in die Hüften und schlug denselben Tonfall an, den sie der zehnjährigen Willa gegenüber gebraucht hatte.

Willa schlüpfte in ihre Jeans – Bess hielt nicht allzu viel von Privatsphäre und hatte nur flüchtig geklopft, ehe sie ins Schlafzimmer gestürmt war – und gab dieselbe Antwort, die sie mit zehn gegeben hätte: »Dann lass es doch!« Sie setzte sich, um ihre Stiefel anzuziehen.

»Du verhältst dich ausgesprochen unhöflich.«

»Die Arbeit erledigt sich schließlich nicht von selbst.«

»Aber du beschäftigst genug Leute, die sich darum kümmern können, du musst nicht ausgerechnet heute mit anpacken. Du wirst jetzt nirgendwo hingehen, heute nicht. Es gehört sich nicht.«

Die Frage, was sich gehörte und was nicht, bildete den Grundpfeiler von Bess' moralischem und gesellschaftlichem Sittenkodex. Sie war eine winzige, vogelähnliche Frau, die nur aus Knochen und Zähnen zu bestehen schien, obwohl sie sich mit dem Appetit eines ausgehungerten Holzfällers durch einen ganzen Berg Pfannkuchen hindurchfuttern konnte und so vernascht war wie eine Achtjährige. Sie war achtundfünfzig Jahre alt und trug ihr flammend rotes Haar, das sie stets heimlich nachfärbte, zu einem strengen Knoten gebunden.

Ihre Stimme klang so rau wie ein Reibeisen, aber ihr Gesicht war glatt wie das eines jungen Mädchens und mit den moosgrünen Augen und der geraden irischen Nase verblüffend hübsch. Sie hatte kleine, kräftige Hände, denen man ansah, dass sie zupacken konnten, und ein aufbrausendes Temperament.

Die Hände noch immer in die Hüften gestemmt, baute sie sich vor Willa auf und blickte auf sie hinunter. »Du machst jetzt, dass du nach unten kommst, und kümmerst dich um deine Gäste!«

»Ich habe eine Ranch zu leiten.« Willa erhob sich. Dass sie in ihren Stiefeln Bess um Haupteslänge überragte, nützte ihr nichts. Die Machtkämpfe zwischen ihnen endeten meistens mit einem Unentschieden. »Und es sind nicht meine Gäste. Ich wollte sie nicht hier haben.«

»Sie sind gekommen, um deinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, so wie es sich gehört.«

»Sie sind gekommen, um im Haus herumzuznüffeln und alles zu begaffen. Es wird Zeit, dass sie wieder verschwinden.«

»Einige vielleicht.« Bess nickte leicht. »Aber die meisten sind deinetwegen hier.«

»Ich will sie nicht im Haus haben.« Willa wandte sich ab, griff nach ihrem Hut und blieb am Fenster stehen, die Krempe nervös zwischen den Fingern knetend. Ihr Schlafzimmerfenster ging auf den Wald und die Gipfel des Big Belt hinaus, eine Aussicht, die für sie alle Schönheit und alle Geheimnisse der Welt barg. »Ich brauche sie nicht. Ich kann nicht atmen, wenn all diese Menschen um mich herum sind.«

Bess zögerte kurz, ehe sie Willa die Hand auf die Schulter legte. Jack Mercy hatte nicht gewollt, dass seine Tochter verweichlicht wurde. Er hatte strenge Anweisung gegeben, sie nicht zu verwöhnen, zu verhätscheln oder zu verzärteln. Diese Erziehungsmethoden hatte er schon festgelegt, als Willa noch ein Baby gewesen war, und auch Bess hatte dieses eiserne Gebot nur dann übertreten, wenn sie ganz sicher war, nicht ertappt und wie eine von Jacks Ehefrauen fortgeschickt zu werden.

»Schätzchen, es ist dein gutes Recht, um ihn zu trauern.«

»Er ist tot und begraben, daran ändert sich nichts mehr, und wenn es mir noch so leid tut.« Doch Willa berührte die Hand, die auf ihrer Schulter lag. »Er hat mir noch nicht einmal gesagt, dass er krank ist. Er konnte mir noch nicht einmal diese letzten Wochen gönnen, in denen ich mich um ihn hätte kümmern können. Ich hätte so gerne noch Zeit gehabt, um von ihm Abschied zu nehmen.«

»Dein Vater war ein stolzer Mann«, sagte Bess, doch insgeheim dachte sie: Ein Scheißkerl war er, ein egoistischer, rücksichtsloser Scheißkerl. »Es ist besser, dass der Krebs ihn schnell dahingerafft hat, so musste er wenigstens nicht lange leiden. Das wäre ihm unerträglich gewesen und hätte es dir nur noch schwerer gemacht.«

»Wie dem auch sei, es ist vorüber.« Willa glättete die breite Krempe ihres Hutes und stülpte ihn sich auf den Kopf. »Und nun hängen Tiere und Menschen von mir ab. Die Leute müssen jetzt sofort begreifen, wer in Zukunft das Sagen hat. Die

Mercy Ranch wird immer noch von einer Mercy geleitet.«

»Dann tu, was du tun musst.« Jahrelange Erfahrung hatte Bess gelehrt, dass sämtliche Regeln des Anstandes hinfällig wurden, sobald es um die Belange der Ranch ging. »Aber zum Essen bist du wieder da. Du wirst dich umziehen und dich bei Tisch ordentlich benehmen.«

»Sorg dafür, dass diese Leute mein Haus verlassen, dann sehen wir weiter.«

Sie verließ das Zimmer und lief nach links zur Hintertreppe, die zum Ostflügel des Hauses gehörte. So war es ihr möglich, unauffällig in den Abstellraum zu schlüpfen. Selbst hier noch drang das Summen der durcheinanderschwatzenden Stimmen und gelegentliches dröhnendes Gelächter an ihr Ohr. Angewidert knallte sie die Tür hinter sich zu und blieb wie angewurzelt stehen, als sie die beiden Männer sah, die auf der Seitenveranda in kameradschaftlichem Schweigen eine Zigarette rauchten.

Ihr Blick heftete sich auf den Älteren der beiden, der eine Flasche Bier in der Hand hielt. »Na, amüsiert du dich, Ham?«

Willas Sarkasmus ließ Hamilton Dawson kalt. Er hatte sie auf ihr erstes Pony gesetzt, ihr nach dem ersten Sturz den Kopf verbunden. Er hatte ihr beigebracht, wie man ein Lasso und eine Flinte gebraucht und wie man Wild aus seiner Decke schlägt. Nun schob er ungerührt seine Zigarette zwischen die Lippen, die ein grau gesprenkelter Bart schmückte, und blies einen Rauchring in die Luft.

»Es ist ...«, ein zweiter Ring folgte, »... ein schöner Nachmittag.«

»Ich möchte, dass die Zäune entlang der nordwestlichen Grenzlinie überprüft werden.«

»Schon passiert«, erwiderte er gemütlich und lehnte sich an das Geländer; ein kleiner, untersetzter Mann mit Beinen so krumm wie ein Flitzebogen. Als Vorarbeiter der Ranch wusste er ebenso gut wie Willa, was getan werden musste. »Hab schon 'nen Trupp losgeschickt, um die Zäune zu reparieren. Brewster und Pickles schauen sich auf den oberen Weiden mal um, da haben wir 'n paar Tiere verloren. Sieht nach 'nem Puma aus.« Wieder zog er an seiner Zigarette und stieß genüsslich den Rauch aus. »Um den wird sich Brewster kümmern, der knallt die Biester gerne ab.«

»Ich will mit ihm sprechen, sobald er zurück ist.«

»Das hab ich erwartet.« Ham richtete sich auf und rückte seinen alten, verbeulten Hut zurecht. »Die Jungtiere werden gerade entwöhnt.«

»Ja, ich weiß.«

Ham hatte diese Antwort erwartet. Er nickte zustimmend. »Ich werd die Leute im Auge behalten. Das mit deinem Pa tut mir leid, Will.«

Sie wusste, dass diese beiläufig dahingeworfenen schlichten Worte ehrlicher und aufrichtiger gemeint waren als die Berge von Blumen und Kränzen, die ihr völlig fremde Menschen geschickt hatten. »Ich reite später selbst hinaus.«

Ham nickte ihr und dem Mann neben sich zu, dann stolzierte er säbelbeinig in Richtung seines Geländewagens.

»Wie fühlst du dich, Will?«

Sie zuckte die Achseln, frustriert, weil sie nicht wusste, was sie als Nächstes tun sollte. »Ich wünschte, es wäre schon morgen«, sagte sie schließlich. »Morgen sieht die Welt bestimmt freundlicher aus – meinst du nicht auch, Nate?«

Die Antwort auf diese Frage lautete ›Nein‹, aber das behielt er für sich. Stattdessen trank er sein Bier aus. Er war als ihr Freund hier, als Nachbar und als Rancher, aber er war zugleich auch in seiner Eigenschaft als Jack Mercys Anwalt im Haus, und er wusste, dass er in Kürze der Frau neben ihm eine vernichtende Nachricht übermitteln musste.

»Lass uns ein Stück gehen.« Er stellte die Bierflasche auf das Geländer und nahm Willas Arm. »Ich muss mir die Beine vertreten.«

Lang genug waren sie ja. Nathan Torrence hatte schon mit siebzehn seine Altersgenossen überragt und war dann immer noch gewachsen. Nun, mit dreiunddreißig, hatte er die zwei Meter fast erreicht. Er war schlank, unter seinem Hut kräuselte sich dichtes weizenblondes Haar, und in dem von Wind und Wetter gegerbten Gesicht leuchteten Augen, die so blau waren wie der Himmel über Montana. Die langen Arme endeten in riesigen Händen, die langen Beine in ebenso großen Füßen. Trotzdem bewegte er sich erstaunlich anmutig.

Wenn es sich um seine Familie, seine Pferde und die Gedichte von Keats handelte, hatte der Mann ein butterweiches Herz, doch sobald es um Rechtsangelegenheiten und die Frage von richtig oder falsch ging, zeigte sich sein messerscharfer Verstand. Er hegte eine langjährige, tiefe Zuneigung zu Willa Mercy. Deswegen belastete es ihn auch so, dass er sie durch die Hölle schicken musste.

»Ich habe noch nie jemanden verloren, der mir nahestand«, begann er. »Daher kann ich auch nicht nachempfinden, wie dir zumute ist.«

Willa ging weiter, vorbei an der Küche, den Unterkünften der Männer und dem Hühnerstall, wo die Hennen zu gackern begannen. »Er hat niemanden an sich herangelassen, auch mich nicht. Ich weiß gar nicht genau, wie ich mich fühle.«

»Die Ranch ...« Hier begab er sich auf dünnes Eis, und Nate umging das heikle Thema vorsichtig. »Es ist eine ziemliche Verantwortung.«

»Wir haben gute Leute, gutes Vieh, gutes Land.« Es fiel ihr nicht schwer, Nate zuzulächeln. »Und gute Freunde.«

»Du kannst jederzeit auf mich zählen, Will. Auf mich und auf jeden sonst in der Gegend.«

»Ich weiß.« Sie blickte an ihm vorbei über die Weiden, die Pferche, die Nebengebäude und die Scheunen bis hin zum Horizont, wo sich das Land mit dem Himmel traf. »Seit mehr als hundert Jahren hat ein Mercy diese Ranch verwaltet, hat Vieh gezüchtet, Korn gesät und Pferde aufgezogen. Ich weiß, was zu tun ist und wie es getan werden muss. Nichts ändert sich jemals wirklich.«

Alles ändert sich, dachte Nate. Und die Welt, von der sie sprach, würde aufgrund der Hartherzigkeit jenes Mannes, der soeben begraben worden war, bald aus den Fugen geraten. Es war besser, die Sache hinter sich zu bringen, ehe sie auf ihr Pferd oder in ihren Jeep stieg und verschwand.